NEUE JUGEND

Vom Wollen und Streben junger katholischer Menschen

MONATLICHE BEILAGE ZUR SAAR-ZEITUNG

Nummer 3 | Lenzing (März) 1926 | 3. Jahrgang

Leise kommt der Lenz

Leise kommt der Lenz. Kaum merklich leise und sacht naht er auf stillen, versteckten Steigen. Und voll zager Heimlichkeiten ist er. So heimlichtraut und beglückend webt die zarte Poesie des V o r l e n z da draußen in Wald, Feld, Bruch und Ried, umso reizvoller, da sie gar geheimnisvoll spinnt und gar wenige nur ihr Werden belauschen.

In verschwiegener Bergschlucht weiß ich immer ihr erstes Regen zu finden. Das ist, wenn durch die blankgeschliffene, rote Felsrinne unter dem ausgewaschenen Wurzelwerk der alten Pappeln und Weiden lauter und heller das Bergwässerlein hinabplätschert und das Wildgeheck im Felsgewänd auflauschen läßt. Ueber den alten Weidenbaum fliegt es dann wie ein matter Augenaufschlag des Erwachens. Und der Haselbusch nebenan muß ihn zu deuten wissen. Seit Weihnachten schon warteten seine Kätzchen. Und als durch die weiche Abendluft vom Buchenschlag drüben der Waldkauz so wild heulte und kullerte, da dehnten und reckten sie sich und hängten im warmen Sonnenstrahl des jungen Tages froh ihre grüngelben Wimpel aus. Die streuten ihren Goldstaub hinab auf die purpurnen Fäden der zarten Blüten an dem sperrigen Geäst und auf die verwaschenen Schneeflecke am nassen Bergboden.

„Die Hasel blüht" — sang uns hell der Kleiber aus dem alten Kirschbaum entgegen, als wir zum Nachmittag hinaufkamen. „Siehst da, siehst da!" — sagte die kecke Kohlmeise und lachte so hell, wie nimmer seit dem letzten Herbstsonnentag. Einige der blühenden Haselzweige nahmen wir mit; auch ein paar der schlanken Ruten vom Salweidenbusch nebenan, dran herzige Puppenkinderchen saßen in weichen, silbergrauen Samtmäntelchen. Und als wir damit in die hellerleuchteten Straßen der Stadt kamen, ruhten verwunderte Blicke erstaunter Menschenkinder darauf. Und leises, begehrliches Fragen fühlten wir: „Wo fandet ihr die schon?" ...

Zwei Sonntage später, als in den Gärten die herzlieben Schneeglöckchen läuteten, kamen wir wieder hinauf. Da lohten die Weidenbäume in der Talschlucht wie rote Fackeln. Der düstere Ellernbaum am Bachrand leuchtete freundlich im Schmuck rotbraunen Kätzchenbehanges. Und die Geißblattstauden woben den ersten schönen Schimmer ihrer entfalteten Blättchen in das Unterholz. Von der Höhe der waldbehangenen Berglehne aber ging das Trommeln des Buntspechtes hinab in das Tal. Ein Ringeltäuber ruckte und rief. Ueber uns im Geäst lockten Goldhähnchen und Tannenmeise, lauter und froher, als zuvor. Und kecker schon war das Rotkelchenlied, das vor Tagen nur schüchtern noch anhub im Gehölz. Hoch oben in den Pappeln pfiffen die Stare und klappten und schlugen gar drollig mit den Flügeln.

Ganz von fern aber klang es, wie zaghafter Laut eines windverwehten, schüchtern probierenden Amselliedes. Das ließ uns dort bei dem alten Stumpf des wilden Kirschbaumes am sonnigen Haldenhang niedersitzen. Warm lag Sonnenschein in der Schlucht. Mückenschwärme geigten spielend auf und nieder. Am Stamm der Tanne vor uns trieben mit buntem „Duck duck" zwei Eichkätzchen ihr neckisches Spiel. Auf dem Wildwechsel, der durch Brombeergestrüpp und Gekräut hinzog, hoppelte ein grauer Hasenmann hinab. Ein Sprung Rehe trat auf den Rain der Bergwiese. An den jungen, saftigzarten Grassprossen naschend, bummelten sie umher, bis der brave Sechserbock mit dem stattlichen, bastüberzogenen Gehörn sich ein sonniges Plätzchen zur Rast erkor. Auf der Terrasse über ihm taten sich auch die Ricken nieder. Unter dem blauen Himmel schwebten die Krähen zu ihren Frühlingsflugspielen und quarrten behaglich. Im Stangenholz rief der Markolf seinen Diebespfiff und zog zeternd dann über das Tal. Von der Hagdornhecke sang die Goldammer: „Wi wi wi wiee!" Weiter kam sie noch nicht. Und wie sie allemal da in ihrem Liebesvers stecken blieb, sahen wir uns an und lachten heimlich. — Als die Sonne schied, schritten wir hinab zum Talgrund. Aus frischgebrochenen, braunen Schollenspreiten duftete herber Erdruch. Rebhähne lockten in den Furchen. Ein seltsames Violett deckte den Abendhimmel und verwob sich mit dem Grün der Tannen und dem Braun des vorjährigen Laubes über dem jungen Eichenschlag zu einer weichen Farbensymphonie. Ein Wildentenflug klingelte über uns weg, hinüber nach dem Waldweiher. Leise hob sich der Wind. Warme Luftwellen warf er über das Gelände und uns ins Gesicht.

Dann aber waren wieder Tage gekommen mit rauhem Wind, kaltem Regen und nassen Schneeschauern. Wilde Stürme heulten durch die Nächte, als fliehe ein dunkles Heer von Unholden vor einer jauchzenden Siegesmacht. . . .

Lind und weich dann wehte es aus Südwest. Warmsonnige Tage trockneten die nassen Ackerspreiten. Grüner standen die Tannen; leuchtender lag das Saatgelände. Ein drängendes Knospen war wach geworden in den Gartenhecken. Erstes Grün quoll aus dem Gezweig der Stachelbeerbüsche und die Fliederhecken waren hell übersät mit Knospengesprenkel. Das sah der Buchfink. Und er suchte sein Liedel wieder vor, das er über dem „Pink pink" des Winters vergessen hatte. Ein, zwei Tage übte er, da hatte er den alten, kecken Schlag wieder zusammen. Und mit heller Burschenlust sang er ihn durch Gärten und Hage.

Als wir dann wieder hinübergingen über die Flur, war seliger Lerchenlaut in der Luft. Am Boden saß die Lenzkünderin in der Furche. Doch, als die grauweißen Wolken den blauen Himmel freigaben und den lichten Sonnenstrahl, da zog es die Sängerin hinauf. Ein Siegjubeln war es, das sie aufwärts trug. Und Auge und Herz folgten beglückt ihrem jauchzenden Flug zur Höhe. Am Feldrain leuchteten die Körbchen des Huflattich golden auf. Weißgrüne Blütchen der Miere deckten den Ackergrund. Blanke Pflüge mit dampfenden Pferden rissen knirschend braune Furchen in die Brachen, draus Erddunst warm aufstieg. Im Waldweiher rief der Teichhahn seinen gellenden Frühlingsruf. Froschmänner patschten murrend im Wasser umher. Im Heckenrand aber saß die Goldammer. Und heute wußte sie ihr Verslein wieder. Lockend und werbend drang es hinaus: „Wie wie wie hab ich dich liiieeb!"

Abend um Abend ward das Singen der Rotkehlchen süßer und froher, und unermüdlich antwortete es sich aus ihrer kleinen Rotbrust in lauten Liedstrophen. Meise und Star, Braunelle, Laubvogel, Fink und Amsel jubelten in heller Frühlingslust. Droben vom Bergwald aber kam ein jauchzender Flötenton, so voll und übermütig, und dann wieder so weich und verträumt. Es war die erste Märzdrossel, die ihn rief. Von der hohen Samenbuche herab weckte sie die heimgekehrten Schwestern in der Runde auf, bis der lauschende Wald widerhallte von ihrem Singen. Das freute den Grünspecht unbändig. Hell lachte er auf, wie er ruhlos umherstrich, vom Wald zum Feldgehölz hinüber und hinauf dann in die Kirschhaine auf der Höhe.

Dort saßen wir wieder an einem sonnenwarmen Nachmittag und träumten hinab in das Felsbachtal, wo in der Schlucht versteckt das Wässerlein plätschert und singt. Saftiges Goldgrün woben die Sprossen des jungen Grases dem Wiesengrund. Rosenrot umrandete Sternchen des Gänseblümchens durchstickten den zarten Teppich. Und die ersten Himmelsschlüssel reckten ihre gelben Blüten auf wolligen Stempeln empor. Im Waldrand des Hanges hatten sie die Sträuße ihrer blassen Schwestern, der schwefelfarbenen Waldprimeln, nicken sehen. Da wollten auch sie nicht länger zurückbleiben. In den Büschen uns zu Füßen schwellten rosenrot die Knospen der Windröschen. Ein Zitronenfalter taumelte herein und ließ sich suchend an dem Blühen nieder. Ein Trauermantel, der auf der warmen Felsplatte sich gesonnt hatte, stob hinüber zu dem Kameraden. Und spielend wirbelten die beiden hinab in den Talgrund. Allerlei grünes Kraut stand schon in den Hecken an den Rainen. Und aus dem Grase glänzten weiß die ersten, frühen Rosenblüten der Walderdbeere auf. Aus der Höhe perlten die silbernen, leis schwermütigen Glockentöne des Liedes der Heidelerche herab. Spielende Falken segelten herüber und hackten kichernd im Wipfel der alten Randeiche auf.

Nackt und kahl stand die noch, wie auch die Buchen im Hange. Nur, daß über diesen ein violettbrauner warmer Schimmer der schwellenden Knospen lag. Zu ihren Füßen im Unterholz aber war weiches Grünen. Das Geißblatt trug großes, gedunkeltes Laub. Die Traubenkirsche stand lichtgrün mit dicken Blütenknospen. Die hellglänzenden Weißdornzweige entfalteten krause Blättchen. Silberne Sprossen trug die Eberesche, und der wilde Stachelbeerstrauch stand in vollem Blätterkleid. Am Waldboden sproßten die Grashalme fein und dünn empor und deckten das braune Fallaub mit grünem Teppich zu. An die goldenen Salweideblüten summte naschendes Bienenvolk und eine brummige Hummelmutter im pelzverbrämten Röckchen. Goldengrün glänzende Käfer rannten über Moos und Gestein. —

Als die Stimmen rings stiller und heimlicher wurden und vom Dorfe drüben die Aveglocke herüberrief, erhoben wir uns. Durch den weichen Abend wanderten wir unsere Straße. Kirschbaumzweige neigten über unsern Weg. An den schwarzbraun glänzenden Ruten saßen, zum Aufbrechen geschwellt, die Blütenknospen. Bald — wenn wir wieder einmal hinaufkommen — wird weißes, blühendes Land droben sein.

An der Gartenhecke vorm Dorf stand lindsüßer Veilchenduft. Der ließ uns innehalten im Schreiten. Und frohe Augen sahen sich leuchtend an. Das war ein seliges Suchen und Finden, als wir zum Pflücken niederknieten und die herzigen Blauveilchen dann zusammenfügtem zu duftigem Sträußlein. Die trugen wir mit in die Straßen der hell erleuchteten Stadt. Dort aber, in den großen, prunkenden Schaufenstern der Blumenhandlungen lugten unter leuchtendem Flieder- und Rosenblühen andere Veilchen hervor. Großblumig standen sie in den Christallvasen, mit langen Blütenstengeln und strotzendem Blätterwerk. Südlandskinder waren es, von den sonnigen Gestaden der Riviera, üppig wohl, doch — fremd und duftarm. „Veilchen!" — sagten verwunderte Stadtmenschen vor dem prunkenden Blumenfenster und eilten hinein, die Fremden zu kaufen. Inniger koste da unser Blick das herzige Blühen in unsern Händen vom Heckenrand der stillen Dorfgärten droben, in denen Kraft und Schöne der Heimatscholle aufreckte, Duft der Heimaterde aushauchte und das köstliche Werden des Frühlings in deutschem Land. — —

März ist es worden. Und Blauveilchen blühen draußen und die Drossel schlägt. In der lauten, öden Stadt aber warten sehnsüchtig Menschenkinder. Warten auf den Frühling mit weißem Blühn und frohem Kuckuckruf. Warten, und — versäumen die holdesten wonnigsten Frühlingswunder, die der V o r l e n z webt, leise und heimlich auf stillen, versteckten Steigen . . . .

— o. —

Frühling hinter der Großstadt

Das in den folgenden Zeilen Gesagte gilt in gleichem Maße von unzähligen Jungen und Mädchen vom Lande. (D. Schriftl.)

Lebte da vor Jahren ein berühmter Mann in Berlin, mitten in der Weltstadt. Mit Freunden verbrachte er die Nächte im Café, wohl im Winter wie im Sommer. Der Mann ist berühmt, aber ich nenne

mit Absicht hier nicht seinen Namen, weil er in den letzten Fragen, in den Fragen um die Religion gegen uns ist. Eines Tages, so schrieb er, begann ihm die Großstadt zum Halse herauszuhangen. Er wohnte mitten in einer armen Großstadtstraße, in einem Hause, das vorne einen Käseladen und im Hinterflügel einen Lederhandel hatte. Draußen in der Welt wurde es Frühling. Den Menschen kam der Heißhunger an nach Wald und Feld, — er sagte, nach der dürrsten Heidekiefer, sintemalen solche immer noch hübscher ist als die Laternenpfähle der Großstadtstraße, — die Sehnsucht überkam den Mann nach einem unverfälschten Riß Himmelsblau ohne Telephondrähte und Schlotruß. Und der berühmte Mann flüchtete — aus der Großstadt! Und als er noch nicht lange draußen war, schrieb er, es seien die nervösen und überspannten Weisheiten und Weltauffassungen der Großstadt wie Zwiebelhäute von ihm abgefallen, und deshalb sei er der Großstadt entfremdet und nicht allein das, er meinte, die Großstadt sei ein wirkliches Ungeheuer, das an unserem ganzen Leben frißt. Je höher die Stockwerke unter den Rauchhimmel steigen, desto flacher wird die Gemütsbildung, und desto mehr keucht jede Geistesäußerung vom Treppensteigen. Der Sinn geht verloren für die feinen Werte in der Natur, also gerade in dem natürlichen Leben. Der einzelne, ach, er kanns nicht lassen, es bleibt ihm nichts übrig, als zu flüchten. Nun, das kann auch nicht jeder tun, die meisten können es nur für ein paar Stunden. Aber es ist so, in der Großstadt gibt es keinen richtigen Frühling.

Stelle dich an einem Samstagnachmittag im März, an einem Tage, an dem die köstliche Frühlingsluft weht, an den Eingang der Bahnhofstraße unserer Saargroßstadt. Atme nicht tief, denn du ziehst Benzin und Staub in deine Lunge, atme also nur ganz kurz. Und dann schaue einmal durch die Straße, du findest ein Auto dicht hinter dem andern und dazwischen drängt sich anderes fahrbares Gestell. Und dann sieh dir den Frühling in den Häusern der Frühjahrsmode an, dort findest du den Frühling, — aber er ist künstlich. Ein künstlicher Frühling, für künstliche Menschen. O, da hat der Großstädter, von dem zu Anfang gesprochen, recht, wenn er die dürre Heidekiefer in ihrer Schönheit nicht vergleichen mag mit dem schönsten Bogenlampenpfahl. „Heiliges Köln," „heiliges Trier," — so sprechen unsere Väter von diesen Städten. Ein Dichter katholischen Geblüts aber nannte Köln den Rangierbahnhof Europas! So steht es aber in allen Großstädten aus. Ueberall das nicht endende Hasten und Schieben! Und am Abend geht dann die Erholung los, die natürlich von der Großstadt besorgt wird. Für jeden bietet sie etwas, ist es ein guter Mensch, ruft die Großstadt zu einem schöngeistigen oder Kunstvortrag, sind es die Massen der Büroangestellten, so wird ihnen Kino über Kino geboten, vom Lichtspielpalast bis zu der Spelunke eines Kinos, wo nur ungebildete Menschen sich einfinden. Und wenn du nun wirklich dort in der Bahnhofstraße am Samstagabend stehst und wartest ab, bis der Tag des Herrn eingeläutet wird, so mußt du dich nicht täuschen lassen: So christlich ist die Großstadt nicht mehr. Sie ist neuheidnisch und duldet das alles, aber das bedeutet nicht, als müßte die Großstadt dieses Glockenläuten heben. Die Glocken rufen wieder laut und einstimmig, in fast allen Türmen sind neue Glocken eingezogen, aber aus vielen Menschen ist etwas ausgezogen, etwas, das mehr wert ist, als alle Glocken zusammen.

Seht, Freunde, als ich ein Schuljunge war, da wollte ich es nicht recht verstehen und glauben, daß es etwas auf der Welt gäbe, das mehr wert sei als aller Geldreichtum der Städte und Staaten — und heute besteht meine einzige Weisheit darin, zu erkennen, daß der Ausspruch wahr ist: die Menschenseele ist wertvoll. So erkenne doch, daß die Großstadt dich betrügt! Sechs Tage in der Woche bringt sie es nicht fertig. Denn da stehst du vor deiner Arbeit, aber am Tage des Herrn betört sie dich. Du meinst, du habest zu wenig vom Leben, du willst auch erleben und neues sehen, und dann lenkst du deine Schritte zum Großstadtkino — ausgerechnet am Sonntag, der nicht dem Kino gehört, sondern dem Herrn aller Schöpfung. Und dann sitzest du da drei Stunden, vielleicht zusammengekauert, damit nicht einer dich sieht, der dich ver[illegible]n kann bei Vater und Mutter, oder du sitzest da ganz selbstverständlich; denn du meinst, hier würdest du etwas erleben. Zwar ist alles eitler Schein und doch zündet das Geschehene deine Sinne an. Wie willst du es leugnen, daß von einem christlichen Leben auch kaum eine Spur vorgeführt wird. „Ach ja, das christliche Leben", so sagst du, „was liegt mir daran!" Ja, frage dich denn einmal, woran dir wirklich etwas liegt. Während du in dunkler Lichtspielkammer sitzest, verrauscht draußen alle Schönheit der erwachten Natur umsonst für dich. Fürwahr, die Sonne wird ihre unschätzbaren Dienste aufs neue tun — auch für dich. Unter ihren warmen Strahlen schreitet der Landmann über das Feld und wirft die Saat in die Schollen. Davon weißt du nichts mehr, denkst nicht daran, daß nicht dein Monatsgehalt dich in Wirklichkeit ernährt, sondern draußen arbeitet der Bauer und pflanzt für dich. Ich liebe das Bild, den kernigen Mann, den Sämann zu sehen. Das ist das mi[illegible] geschaute Gleichnis des Evangeliums. So lasse einmal auch die Großstadt hinter dir, ziehe deine Straße abseits der Großstadtstraße. Und wenn auch am Sonntag dir kein Sämann begegnet, so begegnet dir doch mehr, eine neue, erwachte Natur, das Leben selbst.

Die Großstadt tritt in den Menschen das Feinste nieder, ganz so, wie sie einen armen Käfer zertritt: Ehrfurcht und Staunen. Nicht Ehrfurcht im althergebrachten Sinne, d. h. blinde Ehrfurcht vor Menschen, die oft zu Unrecht Ehrfurcht beanspruchen, nein, die Ehrfurcht vor dem, der dich und mich erschaffen und ernährt, dessen Ehre wir suchen sollen, dessen Welt wir lieben sollen. Wenn du es einmal ahnend erkennst, daß in diesem heiligen Staunen der Schlüssel liegt zu allem Geschaffenen, dann wird dir auch allmählich aufgehen die Wahrheit, daß der Dienst hier auf der Welt ist ein Dienst als ein Werkmann, als Knecht Gottes. Nicht in einer Knechtsgesinnung, sondern in der Freiheit der Kinder Gottes. Breche auf, neue Jugend, zerstöre nicht in dir und andern, was das Beste ist, schlage zuweilen einmal alle Bücher zu, schließe alle Lichtspielhäuser — es gibt noch genug, die das nicht fertig bringen — und schlage dir das Buch der Natur auf, das ist ein Lehr- und Lernbuch der besten Art.

Ich vermag nicht zu schildern, was mich mein Frühlingserleben hinter der Großstadt sehen ließ, nur von dem Eindruck auf mich habe ich gesprochen. Und eines habe ich erkannt, das köstlich ist, und das auch ihr, meine Brüder und Schwestern, erkennen sollt, Natur ist wahr und gesund. Und wer mit der Natur vertraut zu sein und zu leben versteht, der wird von ihr lernen, ebenso zu sein. Sie mag unsere treue Freundin sein, an ihrer Seite mögen wir unsern Lebensfrühling, eine herbe und starke Jugend verleben.

Franz Xaver.

Jugend und Sonne

Sonniger Vorfrühlingstag! Warm und golden strahlt die Sonne hernieder. Drüben, auf der Wiese, haben bereits ein paar Gänseblümchen ihre Strahlenäuglein aufgemacht und unter der Hecke blicken scheu versteckt die ersten Veilchen. Ueber den alten knorrigen Weiden liegt schon ein zarter, grüner Schleier. Ein kleines Vöglein hüpft munter von Ast zu Ast und zwitschert schier übermütig in die Welt: „Die liebe Sonne scheint wieder, die liebe Sonne scheint wieder! Jetzt wird es endlich Frühling!" Drüben aber auf dem Acker schreitet der Sämann durch die frischen Furchen und streut die schweren goldenen Samenkörner in den dunklen Schoß der Erde.

„Es ging ein Sämann zu säen seinen Samen." Gleichen nicht wir jungen Menschenkinder dem Sämann? Gleich ihm schreiten wir im Lenz des Lebens über den Acker unseres Wirkungskreises und säen den Samen unserer Taten. Versäumen wir die Zeit der Aussaat, säen wir wertlose Spreu, dann stehen wir mit leeren Händen da am großen Tag der Ernte. Die Sonne aber, die unsere Saat zum Reifen bringt, das ist die Liebe, jene große Liebe, von der der Apostel so begeistert schreibt, daß sie das Höchste sei. Wer von uns möchte nicht gerne Liebe empfangen, viel, viel Liebe! Wie warten wir oftmals auf ein liebes, mitfühlendes Wort, ein kleines Zeichen der Anhänglichkeit oder Anteilnahme! Wie bitter ist es, wenn wir enttäuscht werden! Aber geht es den Menschen und uns vielleicht besser? Waren wir niemals schuld an ihrer Enttäuschung? Wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir leider gestehen, so zartfühlend wir in Bezug unserer Person sind, so rücksichtslos können wir oftmals andern gegenüber sein. Wie manche Freundschaft zerbricht an einer lächerlichen Kleinigkeit. Ein unbedachtes Wort fällt, der andere ist beleidigt. Beide bedauern im Grunde des Herzens die Mißstimmung, beide aber schwören sich auch, nicht den ersten Schritt zu tun. „Ich habe nicht angefangen," sagt der eine. „Was braucht der so empfindlich zu sein," der andere. Oft aber wird so der anfänglich kleine Riß unheilbar. Kannte ich da einst zwei junge Mädchen. Sie besuchten dieselbe Klasse, hatten denselben Schulweg. Da war die Freundschaft bald geschlossen. Einst, kurz vor den Ferien, kam es zu einer kleinen Meinungsverschiedenheit. Die eine blieb unversöhnlich. So trennte man sich zu Beginn der Ferien. Acht Tage darauf stand die Unversöhnliche am Sarg der Freundin. Eine Blinddarmentzündung hatte ihrem jungen Leben ein jähes Ende bereitet. Noch manchmal habe ich später daran gedacht, wie bitterlich schluchzend das arme Mädchen am Grabe der Freundin stand.

Wenn wir uns so einst sagen mußten: „Es ist zu spät! All deine heißen Wünsche und Tränen vermögen nicht mehr, das Geschehene ungeschehen zu machen. Rasch ist oftmals ein hartes oder unüberlegtes Wort gesagt. „Mein Gott, es war nicht bös gemeint, der andere aber geht und weint." Manche Menschen verstehen es geradezu meisterhaft, durch Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten sich und andern das Leben zu erschweren und zu verbittern. Seien wir doch großzügig und denken wir daran, daß wir und die andern Menschen ebensogut Sonne brauchen zum Gedeihen wie die Blumen da draußen in Gottes schöner Natur. Darum:

„Gib Liebe den Menschen, die um dich sind,
Allen Müden, Großen und Kleinen,
Laß deine Herzenssonne scheinen." K.

Ein welterschütterndes Ereignis und unsere Teilnahme

Die hl. Fastenzeit hat begonnen. Sie läßt die Gläubigen ein gewaltiges Schauspiel erleben, es ist dies so erhaben und überwältigend, wie bisher die Weltgeschichte keins gesehen: wird uns doch das Leiden und Sterben des Gottmenschen lebendig und wuchtig vor Augen geführt. —

Den Auftakt dazu bildet der Aschermittwoch, an dem uns die gute Mutter, die Kirche, ein kräftiges „Memento mori" auf die Stirn drückt. Und siehe, schon nahen große Scharen von Gläubigen, um der Tradition gemäß, echte, innere Bußgesinnung zu empfangen, eingedenk der Worte des Heilandes: „Wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr zugrunde gehen."

Der Vorhang des Schauspiels lüftet sich: Der erste Fastensonntag. Folge dem Heilande in die Wüste? Schau, wie er kämpft und ringt mit Satan. Christus soll sich als Gottessohn offenbaren. Er bebt vor solchem Ansinnen. Es wäre ja nutzlose Verschwendung seiner Gottesmacht angesichts des Teufels. Dreimal versucht der ihm Fallstricke zu legen, dreimal weist er ihn mit einem kräftigen „Weiche Satan" zurück. Dreimal bleibt er Sieger. So siege auch du! Beginne mutig den Kampf! Verzage nicht! Der Heiland sei dein erhabenes Vorbild in jeglicher Versuchung.

Die Verklärung Jesu auf Tabor beherrscht die Liturgie des zweiten Fastensonntags. Der Heiland zeigt sich seinen bevorzugten Jüngern als Gottessohn in all seiner Pracht und Herrlichkeit. Es soll ein Vorgenuß seiner himmlischen Freuden sein. Die drei Apostel sind Zeugen. Dort, am Sonntag vorher, Christus verdemütigt, dem Teufel gegenübergestellt als Kämpfer. Hier, vom Vater verherrlicht — höchster Triumpf! Tiefste Tiefe, unerreichbare Höhe! „Durch Kampf zum Sieg" heißt die tägliche Parole. „Wenn wir mit Christus leiden, werden wir mit ihm verherrlicht werden!"

Der dritte und vierte Fastensonntag zeigt uns den Heiland als göttlichen Wundertäter. Er treibt aus einem der ärmsten Menschen einen Teufel aus, erlöst ihn aus Satans Gewalt. Sein Lohn bleibt nicht aus. Wütend wirft man ihm vor, daß er durch des obersten Teufels Gewalt Wunder wirke. Empörte Szenen tun sich vor uns auf. Er wird vom wilden Pöbel verfolgt und angefeindet. — Des Heilands Liebe zur leidenden Menschheit ist unendlich größer als menschliche Selbstsucht und Eigenliebe. Er siegt auch hier über die Mächte der Finsternis. — Auf dieses bewegte Bild läßt der Evangelist eine liebliche Szene folgen: Der Heiland sitzt inmitten einer Schar, die nach Tausenden zählt, von seinen Jüngern umringt, die eifrig beschäftigt sind, die Hungrigen zu speisen. Freude durchweht die Texte des vierten Sonntags und Dank für die wunderbare Brotvermehrung, die Gottes Allmacht offenbart. Wieder stellen die beiden Sonntage Gegensätze dar: Menschenhaß — Gottesliebe!

Plötzlich ändert sich das Bild. Am Passionssonntag steigert sich die Handlung: Dunkle Wolken erscheinen am Himmel. Für den Heiland wird die Sache ernst. Man droht ihm, will ihn steinigen. Das erste Attentat auf den Gottmenschen! Warum ist die Menge so aufgebracht, was ist aus ihren Blicken zu lesen? Christus nannte sich Gott. Der Unglaube hebt Steine auf, man sucht ihn zu vernichten, doch er verbirgt sich. Noch ist seine „Stunde nicht gekommen." Die Kreuze werden verhüllt. Christi tieferes Leiden beginnt: Die hl. Passion, nach der der fünfte Fastensonntag benannt ist.

Die Handlung drängt immer mehr dem Höhepunkt entgegen. Noch einmal läßt der Evangelist den Heiland öffentlich als Propheten auftreten am Palmsonntag. Es ist ein feierlicher Ehrentag für ihn, ein Triumphzug ersten Ranges! Die breite Masse huldigt ihm. Unter brausendem Hosannarufen zieht er als König in die Landeshauptstadt ein. — Doch der Heiland weint. Sieht er doch, wie auf das „Hosanna" ein „Kreuziget ihn" folgt, und ein wilder Volkshaufen ihn zum Tode führt.

Die Leidenswoche beginnt. Wieder kämpfen Menschenhaß und Gottesliebe miteinander, Gegensätze, die unüberbrückbar sind. In der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot: „Nehmet hin und esset, das ist mein Leib." Noch einmal ruft uns die Kirche zur Freude auf. Das Gloria wird unter brausenden Or

geklungen gesungen, der Jubelgesang der Gläubigen und der Glocken eherner Mund verkünden weithin die Freude über die Einsetzung des Allerheiligsten Sakramentes. Dann ein jähes Abbrechen. Ein plötzlicher Umschwung.

Ein Schaudern durchrieselt uns. Ewige, unverdiente Liebe des Herrn im Sakramente im selben Raum mit Verrat der Treulosigkeit eines Judas! Man bricht die Feier ab und bringt den Heiland in einen stillen Winkel des Nebenaltares, denn der Greuel an heiliger Stätte steht bevor. „O Undank, o Mißbrauch ohnegleichen!"

Die dramatisch liturgische Handlung schreitet ihrem Ende zu. Die Altäre werden entblößt. So ward Christus seiner Kleider, seines Trostes, all seiner Kraft beraubt. Der Schlußakkord der Gründonnerstagsfeier ist bereits von wehmütigen, schweren Mollakkorden durchzogen: „Da er verraten ward."

Die Würfel sind gefallen!

Karfreitag bricht an. Schwarz ist das Kreuz verhüllt. Alles atmet Trauer, Schmerz. Eine unheimliche Öde, die von Kalvaria, macht sich im Gotteshaus bemerkbar. Noch einmal zieht in erschütterndem Wechselgesang zwischen Priester und Chor die ganze Passion des Heilandes an uns vorbei. Wir erleben sie frisch und lebendig. Wir sehen, wie der Heiland am Kreuz erhöht wird, hoch die Menschheit überschauend. In erbarmender Liebe streckt er seine Arme aus, um alle an sein Erlöserherz zu ziehen. Die Kirche benützt diesen gnadenreichen Augenblick, um zu beten für die gesamte Kirche, aber auch für Juden, Heiden, Irr- und Ungläubigen.

Diese Situation wird plötzlich unterbrochen durch die dreifache Enthüllung des Kreuzes. Wir hören den Heiland klagen: „Mein Volk, was tat ich dir?" Ein erschütternder Augenblick, ein Zwiegespräch zwischen Christus und seinem Volk. —

Die Kirche schreitet zur Meßfeier — allerdings keine eigentliche, gewohnte Eucharistiefeier, nur eine verstörte ist es. Der Leib des Herrn, am vorhergehenden Tage consekriert, wird dem Volke gezeigt, dann vom Priester genossen, keine neue Konsekration findet statt. — Klanglos verläßt der Priester den Altar, den allen Schmuckes beraubten sich selbst überlassend. Einsam steht er da, auch Christus auf Kalvaria.

Halb ist das Tabernakel geöffnet, gleich dem brechenden Auge des Herrn. Ein Opfer seines Berufes ist er geworden, durch seine Liebe, Treue, Wahrhaftigkeit. E.

Von dunklem und hellem Leidensweg

Ja, du kennst es, das dunkle Leid, das tief im Grunde deiner Seele schlummert, still und heimlich, um zu seiner Stunde aufwachend, deine Seele restlos zu füllen, sie in ihren Tiefen aufzuwühlen, in Dunkelnacht zu hüllen. Ist es nicht ein in deiner Seele gefangener Tropfen aus dem so großen weiten Meer der Schmerzen und Kümmernisse, das über die Erde und die Menschheit rauscht — der Inhalt der Leidensschale, die der Schöpfer eigens für dich, wie er jedem, der dieses Erdental durchschreitet, die seine gefüllt hat?

Und das Leid, das zu dir kommt, legt sich dir so unsagbar drückend auf die Seele, redet dir zunächst nur von blutigen Opfergängen, zeigt dir die öden, steinigen Wege, die du wandern mußt, Felsenwege, von Dornen umrankt, die in Golgatha einmünden. Und Zusammenbrechen und Sterben das Ende! Du aber träumtest von einem Wandern auf hellen Sonnenwegen, durch immerblühende Frühlingslandschaften und — von einem so helleuchtenden Wanderziel! Und du so sehr vom Leid getäuschtes Menschenkind leidest, wie wir zunächst alle leiden: mit blutendem Herzen, mit hartzusammengebissenen Lippen, ganz dem Schmerz hingegeben. Du fühlst nur den bohrenden Schmerz, die Härten des Kreuzes und ach, die spitzen, stechenden Dornen. Und das Leid scheint dir so dunkel und traurig und so schwer zu ertragen. Du leidest, weil du leiden mußt! mit melancholisch-geduldiger Leidensstimmung, mit resignierter Hingabe an das Leid! Aber du weißt nicht, daß du den Sinn des Leides noch nicht ergründet hast, daß du noch nicht verstehst, was dein Leid von dir will. Das ist noch nicht das Kreuztragen, dem die Krone winkt!

Wohl dir, wenn eines Tages das trübe, dunkle Leid für dich hell und strahlend wird — ein lichtes Dunkel, in dem es schimmert und aufblitzt, als hätten sich Sonnenstrahlen drin gefangen!

Wenn auch das Leid dir voll stillen Lichtes ist, voll heimlicher Schönheit und innerer Harmonie, die dich lächeln und lieben und hoffen und helfen lehrt — erst recht im Leid!

Das Leid erscheint dir dann als das, was es in Wahrheit ist: ein Gottesbote, ein göttlicher Liebesgruß, ein Ableger vom Kreuzesstamme Christi, ein Reis von seiner Dornenkrone. Ein gar köstliches Gottesgeschenk, das dich gut und vollendet, selbstlos und froh machen will, innerlich so reich und selig!

Du erkennst es als läuternde Glut, die zu dir kommt, um alles Wesensunechte und Ungute aus dir herauszuschmelzen und das, was göttlich ist in dir, zum Leuchten zu bringen — als Gottes Meißel, der die Ecken und Kanten deines Wesens abschleift, um es in reinerer Form erstehen zu lassen.

Du fühlst, wie du im Leid herauswächst aus deiner geschöpflichen Enge, wie deine Seele groß und stark wird!

So kommt für die leidstarke Seele die Zeit, wo die Dornen zu blühen anfangen, wo sie zu dunkelroten Rosen werden, die mit Passionsblut begossen sind. Und als reife Frucht trägt das Leid ein stilles, tiefes Glück, das dem Kampf entwächst und von Leid und Opfer erhalten wird, eine Seligkeit, von Herzblut genährt!

Und du kannst nicht mehr anders, als von ganzem Herzen das Leid, das dir zugemessen, zu bejahen. Und vielleicht entringt es sich aus den Tiefen deiner Seele als inbrünstiges Gebet: „Noch höher füll die' Schale mir mit Leid, und reich sie her." (Ernst Thrasolt) und „Laß mich, o Gott, der ich vor Leid zu sterben wünschte, nicht sterben, sondern leiden!"

K. L.

Von der Wahl unseres Berufes

Ein altes, weltbekanntes Sprichwort sagt: „Jeder ist seines Glückes Schmied". Ich kann also glücklich werden, wenn ich nur will. Trotzdem sind viele Menschen so unglücklich. Warum sind sie es? Hören wir nur auf ihre Klagen, und bald wissen wir die Antwort. Sehr viele jammern über einen Beruf, der ihnen nicht zusagt, in dem sie sich nicht heimisch fühlen, der sie unbefriedigt läßt und unglücklich macht. Sie haben ihren Beruf verfehlt. Sie haben die Wahl unter falschen Gesichtspunkten getroffen. Daraus ersehen wir, wie wichtig die Berufswahl ist, und wie notwendig es ist, einmal zu betrachten, wie wir unsere Berufswahl nicht treffen dürfen, und wie wir sie treffen müssen.

Der Beruf begründet unser Lebensglück. Er beeinflußt unser Gemüt; er wendet sich an unsern Geist; deshalb dürfen die materiellen Vorteile nicht den Ausschlag geben bei unserer Berufswahl. Wir dürfen uns nicht fragen: „Welcher Beruf bringt mir das meiste Geld?" Geld und Gut können uns niemals das wahre Glück, das Glück der Seele bringen. Das Geld legt dem Menschen die Fesseln des Geizes an, es macht sein Herz hart wie Metall. Die Menschenseele wird kalt und unempfindlich für geistige Freuden. Geldgötze, dir wollen wir uns nicht zu Füßen werfen; denn deine Entschädigung ist uns zu gering. Wohl hat der Mensch das Recht, für seine Arbeit den verdienten Lohn zu verlangen. Wir müssen sehen, daß die Entschädigung, die uns die Ausübung des Berufes bringt, unsern leiblichen Bedürfnissen genügt. Niemals aber darf uns die Sucht nach der klingenden Münze bei unserer Berufswahl leiten.

Eine andere Klasse von Menschen jagt zwar nicht nach Geld und Gut, sondern sieht nur auf ihre eigene Bequemlichkeit. Sie wählen sich einen Beruf, der möglichst wenig Anforderungen stellt. Sie glauben, Nichtstun sei Glück. Jedoch sie irren sich. Wer von uns hätte sich am Abend eines arbeitsreichen Tages noch nicht frei und froh gefühlt gerade in dem befriedigenden Bewußtsein, heute einmal seine Pflicht voll und ganz erfüllt, die von Gott verliehenen Fähigkeiten nach Kräften ausgenützt zu haben. Wie anders ist es am Abend eines Tages, den man recht bequem verlebte, an dem man sich nicht anzustrengen brauchte? Man fühlt sich müder als nach schwerer, harter Arbeit. Nicht anders ist es am Abend des großen Tages, der unser gesamtes Leben umschließt. Haben wir die von Gott gegebenen Fähigkeiten nicht benützt, so wird das Schuldbewußtsein versäumter Pflicht uns niederdrücken. Für uns kommt also nur ein solcher Beruf in Betracht, in dem unsere Kräfte auch Anwendung finden.

Daraus folgt, daß wir uns bei unserer Berufswahl zunächst fragen müssen: Welche Kräfte und Fähigkeiten besitze ich überhaupt? Wir bemerken eine starke Hinneigung zu diesem oder jenem Gebiet, ein ausgeprägtes Interesse für einen bestimmten Beruf. Könnte das nicht ein Rufen sein, ein Beruf?

Wir erkennen aber unsern Beruf nicht allein aus unsern geistigen Anlagen, sondern auch aus unsern körperlichen Fähigkeiten. Wir müssen ernstlich überlegen, ob unsere physischen Kräfte zu dem ins Auge gefaßten Beruf ausreichen; denn eine Ueberanstrengung führt zu Trostlosigkeit, Siechtum und Unglück.

Wenn auch Anlage und Körperkraft einen Beruf gestatten würden, so kann es vielleicht doch nicht der Wille Gottes sein, daß wir diesen Beruf ausüben, weil er uns nicht in die passenden Verhältnisse gestellt hat. „Gottes Wege sind ja nicht unsere Wege". Nehmen wir dann vertrauensvoll zu ihm unsere Zuflucht, und er wird uns nicht verlassen.

Es wäre jedoch falsch, zu glauben, daß alle Menschen, die in einen anfangs verfehlten Beruf eintraten, nun unglücklich hätten werden müssen. Viele haben sich in ein ihnen fernliegendes Gebiet eingearbeitet. Mit dem Fleiß wuchs der Erfolg, mit dem Erfolg die Freude, und die Freude ist Glück. Sie haben den Worten des hl. Augustinus Folge geleistet: „Wenn du nicht berufen bist, sorge, daß du berufen wirst."

Frieda.

Der Grüne

Lange hat er dort unter der Scholle liegen, hat sich krümmen, drücken und schieben müssen, bis daß er spitzig heraus kam. Da wars endlich geschafft. Aus den Fesseln der Erde hat er sich zur Freiheit des Sonnenlichtes durchgerungen. Kann man es ihm verdenken, daß er vor lauter Spaß, daß es ihm gelungen ist, grün wird und lacht und sich hin und her wendet nach allen Seiten, um in die so ganz neue, weit offene Welt hinauszuschauen? O du goldene Freiheit!

Meine lieben Jungens! Ihr alle, die ihr der Schule nun Ade sagt! Ihr kommt mir genau so vor wie die lachende grüne Saat. Darum versteh' ichs schon, wenn ihr „Pflänzchen" etwas „grün" seid und ein mächtige Freude habt, daß jetzt die Schule zu Ende ist und das „freie" Leben beginnt. O du goldene Freiheit!

Aber langsam voran! Noch seid ihr vielleicht geneigt, die Schule und das Elternhaus als ein „besseres" Gefängnis anzusehen, so wie der grüne Halm wohl auch die Muttererde als einen Kerker empfand. Immer noch stecken seine Wurzeln im engen Dunkel dort unten. Käme doch ein Helfer, den Grünen ganz frei zu machen! Kommt da der starke Bach vom Regenguß geschwellt ihm entgegen. Der wird zur vollen Freiheit helfen. Schon ist der Halm frei, die lästige Erde fortgeschwemmt. Die Wurzeln haften nicht mehr im Boden. — Der Grüne wird schwach, wird leichenblaß und stirbt. Zu spät sieht er ein, daß er alle Kraft und alles Leben der Erde verdankt, aus der er hervorgegangen ist. Verwachsen mit ihr wärs ein fröhliches Blühen und Gedeihen gewesen, losgelöst von ihr ist die „Freiheit" ein Welken und Sterben geworden. O du trügerische, todbringende Freiheit!

Willst du so ein „grüner" Junge werden? Dann wirf, was du in der Schule gelernt hast, schnell von dir, dann vergiß deine Eltern, vergiß all' ihre Sorgen und Mühen, mach dich frei von ihnen! Diese „Freiheit" wird dir mit derselben Sicherheit wie dem Halme Tod und Verderben bringen. Willst du in froher Jugendzeit zum starken, tüchtigen Mann heranwachsen, dann bleib deiner Familie getreu! Vergilt deinen Eltern durch deine Liebe und deine Arbeit — jetzt gibt dir Gott die Gelegenheit dazu — all das Gute, das sie dir erwiesen haben. Halte deinen Vater in Ehren, der in deiner ganzen Vergangenheit durch tägliche harte Arbeit sich für dich hat plagen müssen! Halte in Ehren deine Mutter, die ihr Leben und ihre Lebenskraft von deinem ersten Lebenstage bis zum heutigen für dich zum Opfer gebracht hat. Ein Schuft, wer das in den nächsten Jahren und jemals in seinem Leben vergißt! Ein Verlorener, der das Elternhaus nicht achtet!

Im Boden verankert, strebt der grüne Halm empor. Doch in der Nähe drohen neue Feinde. Sturm und Regen im Uebermaß werfen ihn nieder und wollen ihn im Schmutz verfaulen lassen. Das Unkraut drängt sich an ihn. Wie lieb umfängt es ihn! Und doch will es ihn ersticken. Traue deiner Umgebung nicht! Laß dich nicht von jedem Menschen, der sich an dich herandrängt, umgarnen. Prüfe jeden zehnmal und mehr, ehe du eine Freundschaft schließest. Ein schlechter Mensch kann kein guter Freund sein. Läßt du dich mit solchem Unkraut ein, dann ist es mit deiner frohen Jugendzeit aus. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Sorge, daß eine gute Luft um dich weht, sorge für einen guten Umgang! Laß dich gerade hierin beraten von deinen Eltern und solchen Freunden, die es wahrhaft gut mit dir meinen. In unseren katholischen Jugendvereinen findest du einen solchen erfahrenen älteren Freund, der dich als Führer bei der Hand nimmt und dich in den Kreis gleichgesinnter, lebensfroher und mutiger Gefährten einführt.

Kommt dann der Sonnenschein und gießt seine Strahlen über den grünen Halm, der in guter Luft und Umgebung dort wurzelt, wird bald die Aehre im Winde schaukeln und die goldene Frucht sich zeigen, hervorgezaubert durch die Kraft der Erde, den Hauch der Lüfte und den Strahl der Sonne. Der Sonnenschein darf auch in deinem jungen Leben nicht fehlen. In Eiseskälte stirbt die Saat. Der Himmel sendet seine Strahlen in dein Leben durch die Lehren des Glaubens, die du in Schule und Elternhaus erhalten hast. Laß Sonne in dein Herz und Leben! Oeffne auch fernerhin dein Herz für diese Lehren! Sorge, daß in den heiligen Sakramenten der Buße und des Altars die göttliche Gnadensonne deinen Lebensweg ständig überstrahlen.

Der grüne Junge wird ein reifer ganzer Mann werden, der guten Saat wird eine volle, reiche Ernte folgen. W. W.

„Hinein den Keil!"

Unsere Brüder drüben im Reich bereiten sich vor zu einem harten Waffengang.

Es geht für und wider das Gemeindebestimmungsrecht.

Und wenn auch wir hier nicht gehört werden bei der Entscheidung über diese Lebensfrage des Volkes, — sind wir ja wohl noch auf Jahre aus der deutschen Volksgemeinschaft herausgerissen, — eines können wir doch: Unsere ganze Sympathie durch Wort und Tat denen bekunden, die für uns mitkämpfen, für uns und unsere Väter und Brüder und Kinder.

Gemeindebestimmungsrecht! Es will die Entscheidung über Vermehrung oder Einschränkung des Alkoholausschanks aus der Hand der Bürokratie herausnehmen und sie dahin legen, wo sie hingehört, in die Hand des Volkes. Es will die wahlberechtigten Männer und Frauen der einzelnen Gemeinden darüber befinden lassen, ob ein Bedürfnis da ist nach neuen Schankstätten oder ob im Gegenteil zu viele Schankstätten da sind, die beim Erlöschen der Konzession ruhig eingehen können.

Man sollte meinen, das sei eine Selbstverständlichkeit. Man sollte meinen, das Volk müßte selbst am besten wissen, was es braucht und was ihm guttut. Gerade beim Alkohol, der so leicht ein Fluch werden kann für den und jenen und viele, da müßte das Volk das Recht haben, sich vor sich selbst zu schützen.

Aber nein! Es gibt einen alten liberalen Glaubenssatz, das ist der vom freien Spiel der Kräfte. Freiheit dem Einzelnen, Freiheit den einzelnen Kräften! Laßt sie sich gegeneinander ausspielen, dann regulieren sie sich von selber! Laßt die Wirte Wirtschaften gründen! Wenn kein Bedürfnis danach ist, wenn das Volk sie nicht will, dann gehen sie eben wieder ein. Erzieht das Volk zur vernünftigen Mäßigkeit, dann wird es schon wissen, wieviel es trinken darf!

Ob die, die das sagen, es selbst glauben? Ich meine, sie können es nur dann, wenn sie gewaltsam die Augen vor der Wirklichkeit schließen. Aber wenn einer sie darauf hinweist, dann haben sie ein feines Hinterpförtlein bereit. Dann kommen sie mit dem Staatsschutz. Da ist der Staat. Der ist der Berufene, die Schwachen zu schützen, die Konzessionen nur zu geben, wenn wirkliches Bedürfnis da ist. Und die Wunden, die ein freies Kräftespiel — das einzig und allein freier Menschen und eines freien Volkes würdig ist — notwendiger Weise schlagen muß, die muß und wird der Staat mit seiner sozialen Fürsorge heilen.

Das klingt so schön und so überzeugend. Und da kommen dann böse Menschen — man sagt, die Abstinenzler, obwohl Hunderttausende nicht abstinent sind und doch mit voller Ueberzeugung das G.B.R. fordern, — da kommen diese böse Menschen und wollen in die schönen Reden hinein einen wuchtigen Keil treiben. Und der Keil heißt Gemeinde-bestimmungsrecht. Einen Keil hineintreiben heißt immer wehtun. Und so gibt es denn ein großes Geschrei. Ein Riesengeschrei, obwohl man den Keil erst kommen sieht. Und bebende Hände malen schon auf blutigrotem Hintergrund das Gespenst der Trockenlegung unseres lieben, armen Vaterlandes an die Wand, eine hagere Totenfaust, die über den weiten Ozean aus dem trockenen Amerika zu uns herüberlangt und alle Bierfässer zerquetscht und alle Weinflaschen ausgießt und alle Schnäpse verschüttet. O, du blasses Elend, von dem das G.B.R. der dräuende Vorbote ist.

Und wenn wir ein bißchen hineinleuchten in die Gesichter der Maler, ei, sind das nicht lauter Interessenten und Interessentenfreunde und Interessentenknechte. Wie sieht der Kampf aus? Auf der einen Seite ein Volk, das Verantwortung spürt für das große Ganze, das eine heiße Schicksalsverbundenheit kettet an den armen Trinker, an das verblödete Trinkerkind, an die Hunderttausende, die da leiden unter dem Alkohol, — ein Volk im Kampf um das Recht der Selbstbestimmung. Auf der anderen Seite die Interessenten mit ihrem großen, großen Troß, die gegen das Selbstbestimmungsrecht des Volkes kämpfen für das freie Kräftespiel und für das Bestimmungsrecht der Staatsmaschine! Warum? Nicht aus Verantwortung für das Ganze, sondern weil es zu ihrem Vorteil ist.

Hinein den Keil! Das Volk soll entscheiden über die Bedürfnisfrage. Zum ersten Male soll die Volksgemeinschaft das Recht haben und die Pflicht, schützend einzutreten für den einzelnen, der hilflos der Verführung ausgesetzt ist.

Hinein den Keil in das fadenscheinige Wortgewebe vom freien Spiel der Kräfte auf der einen Seite und vom Staatsschutz auf der anderen.

Freies Kräftespiel! Wer, der Verantwortung spürt für sein Volk und seine Not, kann die Alkoholkranken, kann die vielen Schwachen vor dem Herrscher Alkohol dem freien Kräftespiel der Schankstätten aussetzen! Wer ist es denn, auf den der spekulieren muß, der eine neue Schankstätte eröffnet? Nicht die große Mehrzahl der Gesunden, Starken! Nein, die geringere und doch viel, viel zu große Zahl der Kranken und Schwachen, die hilflos sind gegenüber dem Rauschgift. Die füllen die neuen Schankstätten und verhelfen ihnen zur Blüte. Und je zahlreicher die Schankstätten am Heimweg werden, um so größer wird der Durst. Ist es nicht himmelschreiende Sünde, an diesen armen Menschen das Bedürfnis zu messen.

Aber — und das soll uns Freunde des G.B.R. vollends entwaffnen — der Staat hat ja die Erteilung der Konzession in den Händen. Er soll sie auch behalten. — O, ihr lieben Herren Interessenten, ihr wißt genau, warum ihr das so laut in die Welt hinein schreit. Die Staatsmaschine ist euch nicht gefährlich, ans Leben wird sie euch nie rücken. Nicht als ob der Staat seinen Bürgern gegenüber seine Pflicht nicht täte. Gewiß nicht, wir erkennen gern das viele Gute der Staatsmaschine an. Aber hier ist ein Punkt, da muß sie naturnotwendig versagen. Der ausführende Organismus des Staates ist heute wesentlich eine große, gut funktionierende Maschine mit einem Herzen von Papier und mit Adern voll dicker, träger Tinte. Sie mahlt pünktlich und genau die vielen, vielen Gesetzesparagraphen Tag für Tag in einem gleichbleibenden Rhythmus durch ihre Räder und Rädchen. Ganz objektiv, ganz sachlich, ganz unparteiisch! Aber gerade das macht sie untauglich für die Aufgaben, die die Alkoholfrage an sie stellt. Die kann nur lösen, wem die lebendige Not am Herzen frißt, wem die Wogen des Elends über dem Kopf zusammenschlagen. Daß die bürokratische Staatsmaschine versagt in der Beurteilung der Bedürfnisfrage, das sieht jeder, der durch die Straßen geht und die Wirtschaftsschilder zählt, die vielen, viel zu vielen. Und sieht, daß neue, immer neue wie die Pilze aus der Erde wachsen. Außerordentliche Nöte verlangen außerordentliche Mittel. Wie soll unsere Staatsmaschine, die ihrer Natur nach eben Maschine ist, das Mittel sein können, da sogar unsere Abgeordneten, die doch die lebendigen Exponenten des Volkes sein sollen, versagen. Wenn bei Probeabstimmungen im Reiche bei einer durchschnittlichen Beteiligung von 80 bis 90 Prozent der Wahlberechtigten durchschnittlich 60 bis 90 Prozent der Stimmen für das Gemeindebestimmungsrecht sind und das gleiche Gemeindebestimmungsrecht bei einem ersten Versuch im Reichstag durchfällt, im Reichstag, der doch lebendig sein soll, was ist dann von der Staatsmaschine zu erwarten? —

Hinein den Keil! Der Volkswille muß die Entscheidung in die Hand bekommen!

Die Frau muß mitreden dürfen, die früher bessere Tage gesehen und nun zwischen Schrecken und Hunger und zwischen Hunger und Schrecken neben ihrem trunksüchtigen Manne dahinsiecht, — die Mutter muß mitreden, die Kinder heranwachsen sehen muß, die schwachsinnig sind und verblödet und die Hilfsschulen füllen, weil ihr Vater Trinker ist, — die ihre Kinder in Fürsorgeanstalten wandern sehen muß, weil die Familie immer tiefer sinkt in einen Abgrund der Verwahrlosung, — die langsam, langsam alles in sich sterben fühlen muß, was in ihr war an Mütterlichkeit und Innigkeit und ihren Kindern keine Liebe mehr geben kann, weil die Not in ihr alles totgebrannt hat. — Mitreden müssen die Väter und Mütter und Brüder und Schwestern, die ihre Söhne und — Gott sei's geklagt — ihre Töchter, ihre Brüder und Schwestern, die schwach sind und sich selbst nicht meistern können, schutzlos der Alkoholverführung preisgegeben sehen. — Es müssen mitreden können die armen Mädchen, die ihre lebenslange Schande dem Alkohol verdanken, der ihnen in einer dunkeln, dunkeln Stunde die Ueberlegung raubte. — Es müssen die Erzieher mitreden können, die auf Schritt und Tritt den Folgen der Alkoholseuche begegnen, wenn sie nur sehen wollen, — die Aerzte der Krankenhäuser und Irrenhäuser und die Privatärzte, die die Wunden heilen müssen, die der Alkohol Hunderttausenden geschlagen. — Mitreden müssen alle die, die der Alkoholverführung ihr Zuchthaus und Gefängniselend verdanken — und das sind weit über die Hälfte all dieser Armen — diese langen, langen Wochen und Monate und Jahre, Wochen und Monate und Jahre der bittersten Reue und der härtesten Anklage, daß keiner da war, der sie in der dunklen Stunde geschützt hat vor der eigenen Schwäche. — Und mitreden muß das Legionenheer der Trinker, der armen Alkoholkranken, die ihr Elend kennen, — und doch nicht die Kraft haben, ihm zu begegnen, — und doch immer und immer wieder der Verführung unterliegen.

Mitreden können muß jeder, der ein Herz im Leibe hat, ein warmes Herz für die Not all seiner Brüder, — ein Herz auch für die armen und ärmsten Brüder, die mit sich selbst nicht fertig werden, die Trinker, — der ein offenes Aug hat für die Wurzeln ihrer tiefen Not und den ehrlichen, starken Willen zur Gemeinschaft mit denen in der Not. Das Volk, das lebendige Volk muß mitsprechen, Du und ich und wir alle.

Das ist das Gemeindebestimmungsrecht: daß es nicht die Kranken, die Gefährdeten sind, die ein Bedürfnis schaffen sollen, — daß es nicht die Staatsmaschine ist, die über eine lebendige Not befinden soll, daß es vielmehr die sind, die in der Not mit sehenden Augen mitten drin stehen, mit ihr sich verwachsen fühlen auf Gedeih und Verderb, denen das Recht und Mittel in die Hand gegeben werden, sich selbst zu helfen.

So geht es um eine Lebensfrage des Volkes. Und nun kommt die Frage an jeden von uns, ob wir unsere Pflicht erkannt haben und mit ganzer Ueberzeugung und mit aller Liebe und aller Kraft eintreten für das Gemeindebestimmungsrecht.

Hinein den Keil! —n—

Das Jugendglück

Liebe Schwester!

Am Sonntag ist mir in einem schönen Buche ein fein Wörtlein begegnet. Den ganzen Tag hat es mir mit heimlichem Glanz erfüllt. Da dachte ich daran, das Wörtlein auch zu dir zu tragen, weil ich weiß, wie sehr dein junges Herz nach Hellem und Schönem hungert; wie du danach suchst auf allen Straßen und in allen Winkeln, und wie du trotzdem immer wieder enttäuscht fragen mußt: Wo finde ich nur mein erträumtes Glück, das Jugendglück? — Ja gelt, liebe Schwester, freuen wollen wir uns und das, was der Alltag an Mühe für uns hat, auf die leichte Schulter nehmen; und von Pflichten hören wir nicht gern, weil wir nicht beengt sein wollen. Aber mir war nie so ganz behaglich zumute bei diesem Wünschen, und fühltest du nicht auch schon in einer stillen Stunde: die rechte Freude muß etwas ganz besonders Großes sein — und das erträumte Glück, wo steckt es nur? — Da kommt nun so ein feines, gutes Wörtlein; sag', ist es nicht wirklich fein? — und heißt:

„Nicht zum Glücklich-, nein zum Fertigwerden
Sind wir auf Erden . . . ."

Das Wörtlein schaute mich so fragend an: Bist du schon fertig und warum bist du oft so unzufrieden mit dem täglichen Leben? — Schwester, ich glaube, es liegt doch ein besonderer Reiz darin, an sich zu arbeiten, größer zu werden und stärker — und dann auch froher. — Wie denkst du dir das Fertigwerden? Wäre es nicht fein, wenn wir öfter darüber plaudern würden? Wir wollen uns gegenseitig anregen; ob wir dann doch nicht einmal dem einen großen Glück, unserem Jugendglück, ganz nahe kommen!

Ich habe eine gute Hoffnung in mir und ein großes Freuen; das Glück, das Glück! Komm, wir wollen es suchen gehen!

Mit treu-schwesterlichem Gruß,

Maria.

Aussprache

In der letzten Nummer der Neuen Jugend hat eine aus Euch einen Brief an Euch geschrieben und Euch aufgefordert, Eure Meinung zu dem zu sagen, was sie schrieb. Es ist keine Antwort auf ihre Zeilen eingegangen. Briefe werden geschrieben, damit sie beantwortet werden. — Nun steht oben wieder ein Brief an Euch über das Jugendglück. Gebt Euch daran und antwortet einmal! Schickt Eure Antwort an die unten angegebene Schriftleitung. Sie wird dann, wenn möglich, in der nächsten Nummer gedruckt, wenn Ihr nichts dagegen habt; mit oder ohne Namen, wie ihr wollt. Aber auch wenn sie nicht gedruckt werden soll, könnt Ihr antworten. Es wäre unser Wunsch, wenn so ein reger Gedankenaustausch zustande käme. Wir meinen, es müßte das doch Freude machen. Selbstverständlich sollt Ihr auch Eure Meinung zu dem sagen, was in den einzelnen Schreiben steht. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß Beiträge, die in einer Nummer nicht gebracht werden konnten, für später zurückgelegt sind. Dadurch soll niemand sich abhalten lassen, weiter für unsere Sache zu arbeiten. Die Möglichkeit einer Auswahl kann ihr nur nützen. Also recht viele, nicht zu lange (½ bis 1¼ Spalte), frische und mitreißende, wenn auch herbe Schriebe bis zum 15. März.

Euer Schriftleiter.

Schriftleitung: B. Schmidt, Saarbr. 3, Schumannstr. 22.
Druck: Saar-Zeitung, A.-G. zur Förderung kathol. Interessen, Saarlouis.